

(Nachdruck verboten.)

78]

Die Mutter.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Adolf Heß.

„Ihre Ansicht?“ sagte der kleine Vorsitzende.

Der kahlköpfige Staatsanwalt stand auf, stützte sich mit einer Hand auf das Pult und sprach schnell über etwas, wobei er Bissern anführte. Aus seiner Stimme klang ebenfalls nichts Schreckliches.

Aber gleichzeitig berührte ein trockener, stechender Schmerz das Herz der Mutter und versetzte es in Unruhe. Er drohte nicht und schrie nicht, sondern entwickelte sich unsichtbar, unfassbar. Sie blickte auf die Richter und konnte ihr Benehmen nicht verstehen. Diese Menschen waren nicht böse auf Pawel und Fedja, wie sie erwartet hatte, kränkten sie nicht durch Worte und alles, wonach sie fragten, schien sie wenig zu interessieren. Sie fragten unwillig, hörten mühsam die Antworten an, als wüßten sie alles vorher.

Jetzt stand ein Gendarm vor ihnen und sagte im Daß:

„Paul Blawrow haben alle als Anstifter bezeichnet . . .“

„Aber Nachodka?“ fragte der dicke Richter träge und halbblau.

„Den auch. . .“

Einer der Verteidiger stand auf und sagte:

„Darf ich?“

Der Greis fragte jemanden:

„Saben Sie nichts dagegen?“

Alle Richter erschienen der Mutter als franke Menschen. Krankhafte Müdigkeit sprach aus ihrer Haltung und ihren Stimmen und lag auf ihren Gesichtern, krankhafte Müdigkeit und fade graue Langeweile. Augenscheinlich war ihnen alles schwer und ungemütlich — die Uniformen, der Saal, die Gendarmen, die Verteidiger, ihre Pflicht, auf den Sesseln zu sitzen und zu fragen und zuzuhören. Sie hatte überhaupt wenig Herren gesehen, kürzlich schon gar nicht mehr und betrachtete jetzt die Gesichter der Richter wie etwas ganz Neues, das eher Mitleid als Schrecken erregte.

Jetzt steht vor ihnen der bekannte Offizier mit dem gelben Gesicht; er zieht seine Worte gewichtig in die Länge und erzählt laut von Pawel und Andrej . . . Die Mutter denkt während sie ihn anhört unwillkürlich:

„Biel weißt Du ja nicht, Freundchen . . .“ und blickte die Leute hinter dem Gitter, schon ohne Sorge um sie und ohne Bedauern mit ihnen, an. Sie erregten keine Furcht in ihr, kein Mitleid hingte sich an sie, alle riefen ihr nur Bewunderung und Liebe nach, die das Herz warm umfing. Und diese Bewunderung war ruhig, die Liebe freudig und klar. Jung und fest saßen sie auf der Seite an der Wand und nahmen fast keinen Anteil an dem einförmigen Gespräch der Zeugen und Richter und an dem Gezänk der Verteidiger mit dem Staatsanwalt. Nilowna blickte hin, stellte Vergleiche an, dachte nach und konnte die unruhige Empfindung von Feindseligkeit, die sie überkam, nicht begreifen und nicht in Worte kleiden.

Esifow berührte sie leicht am Ellbogen. Er war zufrieden, aber etwas besorgt. Er flüsterte:

„Sieh doch, wie die Muttersöhnchen sich kräftig entwickelt haben! Die reinen Barone, ah? Nun, sie werden sie schon verurteilen. . . Gegen die Gewalt läßt sich nichts machen!“

Die Mutter hörte zu und bestätigte unwillkürlich bei sich: „Ja, sie werden sie verurteilen. . .“

Im Saal sprachen die Zeugen — schnell mit farblosen Stimmen, die Richter — widerwillig und teilnahmslos. Der dicke Richter gähnte und bedeckte den Mund mit seiner fleischigen Hand; der Rotbärtige war noch blasser geworden, er erhob oft den Arm, drückte einen Finger fest gegen das Schläfenbein und blickte mit kläglich aufgerissenen Augen die Decke an. Der Staatsanwalt kitzelte ab und zu mit dem Bleistift auf dem Papier herum und setzte seine lautlose Unterhaltung mit dem Adelsmarschall fort. Das Stadtoberhaupt sah mit übergeschlagenen Beinen da, trommelte unhörbar mit den Fingern auf dem Knie und beobachtete gespannt seine Fingerbewegungen. Nur der Bezirksälteste, der den Bauch auf den Knien fest verstaute hatte und ihn bekümmert mit den Händen stützte, sah mit gesenktem Kopf da

und es war, als wenn er allein auf das einförmige Stimmengemurmel horchte. Der auf dem Sessel in sich zusammengefunkene Alte hing unbeweglich wie eine Wetterfahne an einem windstillen Tage. Das dauerte geraume Zeit und wieder schlug Langeweile die Menschen in ihre Fesseln und blendete sie.

Die Mutter fühlte, daß in diesem großen Saal noch immer nicht die kalte, drohende Gerechtigkeit zugegen sei, die streng die Seele entkleidet, sie beschaut, mit unbestechlichen Augen alles abschätzt und mit ehrlicher Hand streng abwägt; es war nichts da, was durch seine Kraft und Größe erschrecken konnte. Die blutleeren Gesichter, die erloschenen Augen, die müden Stimmen glichen der trüben Gleichgültigkeit eines kalten Herbstabends.

„Ich erkläre . . .“ sagte der Greis deutlich und erhob sich, während er mit seinen dünnen Lippen die folgenden Worte zerquetschte.

Lärm, Seufzer, leise Ausrufe, Suspen und Fußtrampeln erfüllten den Saal. Die Angeklagten wurden abgeführt. Beim Fortgang lächelten sie, nickten ihren Verwandten und Bekannten zu; Iwan Gussjew rief sogar jemandem halbblau nach:

„Hab keine Angst, Jegor! . . .“

Die Mutter und Esifow traten in den Korridor.

„Gehst Du ins Wirtshaus Tee trinken?“ fragte der Alte sie bekümmert und nachdenklich. „Wir haben anderthalb Stunden Zeit.“

„Ich will nicht.“

„Nun, ich gehe auch nicht hin. . . Mein, was für Kinder sind das! Sitzen da, als wenn sie allein richtige Menschen wären, alle übrigen aber gar nichts! Und der Fedja, was?“

Samoilows Vater trat mit der Mühe in der Hand zu ihnen. Er machte ein mürrisches Gesicht und sagte:

„Mein Gregor? Der hat auf den Verteidiger verzichtet und will nicht sprechen. . . Weißt Du? Er hat das zuerst ausgedacht. Deiner, Nilowna, ist für Verteidiger gewesen . . . meiner aber sagt . . . ich will keinen! Und da haben vier verzichtet. . .“

Neben ihm stand sein Weib. Sie blinzelte und wischte die Nase mit einem Tuchzipfel ab. Samoilow nahm seinen Bart in die Hand und fuhr, auf den Fußboden blickend, fort:

„Versteht Du die Art? Sieht man die Burchen an, so denkt man, sie haben alles ohne Ueberlegung angestellt — und richten sich ganz unnützig zugrunde. . . Dann überlegt man aber plötzlich: „Vielleicht haben sie doch recht?“ . . .“

Es fällt einem ein, daß sie in der Fabrik immer mehr werden, die anderen sie aber immerfort einfangen. Aber wie Karauschen in einem Fluß werden sie nicht alle. Und wieder überlegt man: „Vielleicht ist auch die Macht auf ihrer Seite?“

„Für uns ist es nicht leicht, Stephan Petrow, diese Angelegenheit zu verstehen!“ sagte Esifow.

„Richtig!“ stimmte Samiolow ihm bei.

Sein Weib, das die Luft laut durch die Nase einzog, meinte:

„Gesund sind die Luder alle. . .“

Sie konnte auf dem breiten, welken Gesicht ein Lächeln nicht verbergen und fuhr fort:

„Du, Nilowna, sei nicht böse . . . ich hab Dich vorhin angefahren, Deiner hätte die Schuld . . . aber das mag der Teufel wissen, wer die meiste Schuld hat, wenn man die Wahrheit sagen soll! Hast Du gehört, was die Gendarmen und die Spione über unseren Gregor gesagt haben? Der hat sich auch Mühe gegeben . . . der rote Teufel!“

Sie war augenscheinlich stolz auf ihren Sohn, ohne dieses Gefühl vielleicht selbst zu verstehen. Nilowna aber wußte Bescheid, und sie antwortete auf ihre Worte mit einem Lächeln:

„Ein junges Herz ist der Wahrheit stets nahe . . .“

Auf dem Korridor schlenderten Leute hin und her, versammelten sich in Gruppen und unterhielten sich erregt und nachdenklich mit dumpfen Stimmen. Fast niemand stand allein, in allen Gesichtern spürte man den deutlichen Wunsch zu reden, zu fragen und zu hören. In der schmalen weißen Röhre zwischen den beiden Wänden schwebten die Menschen, wie von starken Windstößen getrieben, hin und her und es war, als wenn alle nach einer festen Unterlage suchten.

Bufins älterer Bruder, ein großer und ebenfalls farb-
loser Mensch, bewegte schnell die Hände, drehte sich geschwind
nach allen Seiten und führte aus:

„Der Bezirksälteste Klepanow ist bei diesem Prozeß nicht
an der richtigen Stelle . . .“

„Schweig, Konstantin!“ tadelte ihn sein Vater, ein kleiner
Greis, der sich furchtjam umsah.

„Nein, ich bleibe dabei! Es geht das Gerücht, er hätte im
vorigen Jahr seinen Kommiss getötet . . . wegen seiner
Frau . . . Wie kann er Richter sein, frage ich Sie? Die
Frau des Kommiss lebt jetzt mit ihm. Wie soll man das
verstehen? Dabei ist er ein notorischer Dieb . . .“

„Ach, Du lieber Gott . . . Konstantin!“

„Das stimmt!“ sagte Samoillow. „Stimmt! Das
Gericht ist nicht gerade schön zusammengesetzt.“

Als Bufin seine Stimme hörte, trat er schnell zu ihm,
zog alle hinter sich her und rief gestikulierend und rot vor
Erregung:

„Bei Diebstahl und Mord urteilen Geschworene, einfache
Leute . . . Bauern, Bürgerleute, möchte ich bemerken! Wer
aber gegen die Obrigkeit angeht, der wird von ihr selbst
verurteilt . . . Wie darf das sein?“

„Konstantin! Sind sie denn . . . gehen sie denn gegen
die Obrigkeit an? Ach, Du . . .“

„Nein, wart' einmal! Wenn ich Dir für Deine Be-
leidigung einen auf's Maul gebe, und Du mich dann selbst
verurteilst, so bin ich natürlich der Schuldige. Aber wer
hat denn zuerst beleidigt? Du! Jawohl!“

Der Gerichtsdienner, ein grauer Mann mit höderiger
Nase und mit Medaillen auf der Brust, trieb die Menge aus-
einander und sagte zu Bufin, mit dem Finger drohend:

„Ge . . . schrei nicht so! Bist Du hier in der Kneipe?“

„Erlauben Sie, mein Kavaliere . . . Ich verstehe! Hören
Sie, wenn ich Sie schlage und Sie mich, und ich Sie selbst
verurteile, was meinen Sie dann . . .“

„Ich laß Dich hinausschmeißen!“ sagte der Gerichtsdienner
strenge.

„Wohin denn? Warum?“

„Auf die Straße, damit Du nicht so brüllst . . .“

Bufin maß alle mit Blicken und sagte leise:

„Für sie ist die Hauptsache, daß die Leute den Schnabel
halten.“

„Ja, was glaubst Du denn?“ rief der Alte strenge und
grob. Bufin breitete die Hände aus und begann leiser zu
reden.

„Und wiederum, warum wird das Volk nicht zur Ge-
richtsverhandlung zugelassen, sondern nur die Verwandten?
Wenn man gerecht urteilt, soll man es vor allen Leuten tun.
Was hat man da zu fürchten!“

Samoillow wiederholte schon lauter:

„Das ganze Gericht taugt nichts, sobiel ist sicher! . . .“

Die Mutter wollte sagen, was sie von Nikolai über die
Ungefehltheit des Gerichts gehört hatte, sie hatte das aber
schlecht verstanden und die Worte zum Teil vergessen. Sie
trat beiseite, um sie sich wieder ins Gedächtnis zurückzurufen
und bemerkte, wie ein junger Mensch mit hellem Schnurrbart
sie anblickte. Die rechte Hand hielt er in der Hosentasche,
dadurch war seine linke Schulter niedriger, und dieser be-
sondere Zug an der Gestalt kam der Mutter bekannt vor.
Er wandte ihr aber den Rücken zu. Sie war mit ihren Er-
innerungen beschäftigt und vergaß ihn sofort wieder.

Einen Augenblick darauf traf ihr Ohr die halblaute
Frage:

„Die? Links . . .“

„Ja!“

(Fortsetzung folgt.)

hielt, in der Westentasche bei sich zu tragen, bis er die schmerz-
hafte Entdeckung einer beginnenden Entzündung machte.
Das Zentralnervensystem wird so stark affiziert, daß junge
Meerschweinchen in tetanische Krämpfe verfallen, wenn man
eine Radium enthaltende Glasröhre über ihre Wirbelsäule hält.
Die große bakterientötende Wirkung der Radiumstrahlen haben wohl
die ausgedehnteste Anwendung in der Medizin gefunden. Besonders
Gaulleiden und krebsartige Gebilde sind schon mit Erfolg behandelt
worden. Cholera- und Milzbrandbazillen werden in 16 bis 48 Stunden
durch Radiumbestrahlung getötet.

In den letzten Jahren hat man nun entdeckt, daß die Menschen
schon seit Tausenden von Jahren die heilkräftige Wirkung des
des Radiums und der radioaktiven Körper praktisch anwenden.
Untersuchungen von Mineralquellen ergaben nämlich das über-
raschende Ergebnis, daß sie alle mehr oder weniger stark radioaktiv
sind. Eine große Anzahl von Forschern wendete sich der Unter-
suchung der Radioaktivität der Mineralquellen zu. Aber erst durch
neuere Arbeiten, vor allem von Engler und Siebeking in Karlsruhe,
ist wohl die Tatsache einwandfrei festgestellt worden, daß die
Mineralquellen eine wesentliche Ursache ihrer Wirkung der Radio-
aktivität zuzuschreiben haben. Durch genaue vergleichende Unter-
suchungen bestimmten die beiden Gelehrten die Stärke der
Radioaktivität der verschiedenen Mineralquellen und zogen auch die
Sedimente, die festen Ausscheidungen der Mineralquellen, in den
Kreis ihrer Untersuchungen. Sie bestätigten dabei das schon vor
ihnen wiederholt festgestellte Ergebnis, daß die Sedimente noch weit
stärker radioaktiv sind, als die Quelle selbst und daß die Radio-
aktivität dem Gehalt an Radium und Radiothor zu ver danken sei.

Wir sehen aus den Arbeiten von Engler und Siebeking, daß
die berühmtesten Quellen, wie die von Gastein und Baden-Baden
vor allen, ferner die Quellen von Nauheim, Karlsbad,
Soden, Kreuznach, Homburg, Wiesbaden usw. stark radioaktiv
sind. Eine altrömische Quelle bei Lacco Ameno übertrifft
alle diese Quellen bei weitem. Es ist natürlich zweifellos, daß die
mineralischen Bestandteile von Quellen oder die aus ihnen sich ent-
wickelnden Gase auch eine mehr oder weniger starke physiologische
Wirkung ausüben. Durch die Entdeckung der Radioaktivität der
Heilquellen haben sich aber nun bisher unverständliche Erscheinungen
aufgeklärt: die künstlich, nach den Analysen hergestellten
Bade- oder Trinkwasser ergaben niemals den Erfolg der
Quellen selbst, und ebenso zeigte das verschickte Bade-
oder Trinkwasser nicht mehr die Wirkung des frisch
an der Quelle benutzten. Daß die künstlich hergestellten Wasser nicht
radioaktiv sind, liegt auf der Hand, und beim Versand verliert das
natürliche Mineralwasser seine Radioaktivität; schon nach vier
Tagen ist nämlich mehr als die Hälfte der Radioaktivität ver-
schwunden.

Weiter konnte man in einigen Heilquellen Gemisch wirksame
Stoffe nicht auffinden, so z. B. im Gasteiner Wasser, von dem Liebig
sagte, als er dort Heilung gefunden: „Chemische Ursachen kann
das nicht haben, nur physikalische; es müssen magnetisch-elektrische
Verhältnisse obwalten, welche so heilsam wirken.“ Liebig hat da
den richtigen Grund vorausgesehen. Die Gasteiner Quellen gehören
zu den radioaktivsten.

Noch ein weiteres Rätsel klärte sich auf: Der berühmte „Fango“-
schlamm, der aus einer Sprudelquelle bei Battaglia in Ober-
italien gewonnen und der zur Herstellung von Bädern und Um-
schlägen von dort versandt wird, ist sehr stark radioaktiv. Und es
liegt hier ganz besonders nahe, die bekannte Heilwirkung des
Fangos seiner Radioaktivität zuzuschreiben, denn die Reizwirkung
der radioaktiven Körper auf Haut und Nerven steht außer allem
Zweifel.

Doch nicht nur für Heilquellen scheint die Radioaktivität von
großer Bedeutung zu sein. Auch Luftkurorte verdanken möglicher-
weise der Radioaktivität der Luft einen Teil ihrer Erfolge. Von
Elster, Geitel und Siebel ist schon vor einiger Zeit gefunden worden,
daß die Luft in geringem Maße radioaktiv ist. Ein auf hohe negative
Spannung gehaltener, in freier Luft befindlicher Kupferdraht zeigte,
ins Laboratorium zurückgebracht, deutliche Aktivität, die sich bei
Abreiben mit einem ammoniakalischen Lappchen auf dieses
übertrug. Die Luft ist um so stärker radioaktiv, je
durchsichtiger sie ist. Besonders starke Aktivität der Luft
wurde in Altjoch bei Roßel und in dem oberitalienischen
Ort Arosa, der 1800 Meter über dem Meeresspiegel
liegt, beobachtet. Nun ist bekanntlich die reinste durchsichtigste Luft
auch die gesundeste, heilkräftigste. Es erscheint da keineswegs aus-
geschlossen, daß neben anderen Faktoren auch die Radioaktivität ein
wesentliches Moment der Heilwirkung ist. Systematische Unter-
suchungen hierüber stehen unseres Wissens noch aus. Aber es wäre
nicht zu verwundern, wenn das Studium der radioaktiven Körper,
das schon so manches Rätsel gelöst hat, auch hier Klarheit schaffen
würde.

O. L.

Die Radioaktivität als Ursache der Heilkraft der Mineralquellen.

Es ist wohl allgemein bekannt, daß man das Radium bezw.
die radioaktiven Körper in der Medizin vielfach verwendet. Die
physiologische Wirkung der Radiumstrahlen und der Radium-
emanationen ist eine äußerst heftige. Die Haut wird unter ihrem
Einfluß vollständig zerstört, es entstehen sehr schwer heilende schmerz-
hafte Wunden. Das mußte der bekannte Entdecker des Radiums
Curie zu seinem Leidwesen an sich selbst erfahren. Er war nämlich
gewöhnt, das kleine Kläschen, welches sein Radiumbromid ent-

Kleines Feuilleton.

Der Apfel. Gerüche wirken sonderbar anregend auf den
Menschen. Der Geruch des Meeres, der Duft des Waldes, der
Erdderuch bei einem Spaziergang durch das Feld, das verfallende
Herbstlaub, das Aroma einer guten Zigarre und der Geruch von
Obst, namentlich der wunderbare Duft der Äpfel versehen uns

oft in eine seltsame Stimmung, weden längst Vergessenes wieder zum Bewußtsein mit einer Deutlichkeit, als ob es eben geschehen wäre.

Auf meinem Tische liegt ein großer Apfel. Köstlich ist sein Duft und frisch. Draußen klappern die Droschken, glodenläutend faßt die Elektrische vorbei. Die liebe Jugend jöhlt und schreit. Und doch muß ich immer an die Herbstnacht denken, die der Apfel mir wieder vor die Augen gerufen hat.

Es war eine stille, taufrische Oktobernacht. Wir fünfzehnjährigen Stifte wollten von einem Turnabend nach Hause gehen. Müde war noch keiner. Desto mehr hatten wir Abenteuerlust und Hunger. In jenen Jahren bin ich eigentlich niemals satt geworden. Ueber Geld verfügten wir fünf Fabrikjüngens ebenfalls nicht. Ein guter Rat, unsere Lüste zu befriedigen, war also immer willkommen. Plötzlich blieb ein Freund — Weber mit Namen, die Proletarierkrankheit hat ihn auch schon hingerafft — stehen und teilte uns mit, daß er in dem nahen Dorfe Schloßig in dem Garten eines reichen Bauern einen Apfelbaum gesehen habe, der zahlreiche riesige Früchte trage. Sofort wurde beschlossen, diesem Garten einen nächtlichen Besuch abzustatten und den Baum tüchtig zu „strafen“.

Eine Stunde später waren wir an Ort und Stelle. Alle Richter im Dorfe waren erloschen. Hoch am Himmel stand das diamantene Siebengeflirn. In der Ferne schlug ein Hund an. Das Anarren eines Lorees war noch zu hören. Dann herrschte Totenstille.

Einer mußte Schmiere stehen. Wir vier anderen überstiegen so geräuschlos als möglich den Zaun. Ein Haufen Brennholz — dem Aroma nach frische Kiefernspitze — erleichterte das Eindringen. Beim Vorgehen in der Dunkelheit mußten wir die Füße so hoch als möglich heben und ganz langsam vorwärts tappen, um das Geräusch des Schlüpfens in dem trockenen Laube zu vermeiden. Der herrliche Duft der frischen Äpfel reizte uns noch besonders stark.

In der Tiefe des Gartens sah ich phantastische Bilder. Es kam mir vor, als ob sich flackernde Flämmchen um die Bäume bewegten. Die schwarzen Umrisse meiner Freunde erzeugten riesenhafte Schatten, die auf die Obstbäume fielen. Bald legte sich eine schwarze Hand an einen Stamm, bald zeichneten sich darauf zwei Beine ab, wie zwei schwarze Säulen.

Weber war lange umhergeirrt, ehe er in der Nähe des Bohnhauses, das hundert Jahre alt zu sein schien, den Baum mit den Riesenäpfeln entdeckte. Zwei Mann kletterten hinauf. Ich mußte einen anderen Zugang suchen, wenn ich solche Äpfel haben wollte. Ein mit Früchten überladener Ast reichte bis an die Wand des Hauses. Aber wie hinaufkommen? Wenn nur eine Leiter vorhanden gewesen wäre. Ich tastete an der Wand herum. Plötzlich fühlte ich ein Weinspalier. Ich drückte fest mit der Hand darauf. Es schien zu tragen. Auch einige Trauben löste ich. Sie waren aber essigsauer. Langsam schob ich mich in die Höhe, fast bis zum ersten Stock des niederen Bauernhauses. Dann griff ich in die Zweige des Apfelbaumes und füllte innerlich frohlockend die Taschen mit den prächtigen Früchten. Aber in jede Tasche ging nur ein Apfel. Also nur vier Stück konnte ich dort unterbringen. Einige ließ ich noch zu Boden fallen. Ich hörte, wie Weber schon tüchtig laut; er war schon wieder hinabgklettert, hatte eine Schürze um und schien diese als Sack zu benutzen und zu füllen. Ich wollte nach den anderen Umschau halten.

Da — ein Bräffeln und Krachen . . .

Das Weinspalier gab unter meinen Füßen nach. Unsanft lag ich am Boden. Die Hofe war durch einen vorstehenden Nagel erheblich zerrissen worden. Auch im Fleische des rechten Oberschenkels verspürte ich eine blutige Schramme. Hände und Gesicht hatten ebenfalls Abschürfungen erlitten. Wegen des starken Geräusches schlug ein Hund an. Zehn — zwanzig folgten seinem Beispiel. Ein wahrer Höllenspektakel tobte durch das Dorf.

Die Genossen waren schon geflüchtet. In Todesangst stürzte ich nach, zumal als ich hörte, wie ein Fenster geöffnet wurde und eine Weiberstimme „Epibubens“ schrie.

Einmal fiel ich zu Boden. Mehrmals rann ich gegen Baumstämme und holte mir eine nutzgroße Beule an der Stirn, so daß mir fast Hören und Sehen verging. Endlich war der Zaun erreicht. Ein Saß und das Hindernis war genommen. Dabei hatte sich aber der Riß in der Hofe um fast einen Viertelmeter verlängert.

Dann flog ich wie ein Pfeil die Dorfstraße entlang, denn die Freunde schienen schon einen erheblichen Vorsprung zu haben. Außerhalb des Dorfes an einer Scheune erwarteten sie mich. Ganz erschöpft hielt ich inne und rang nach Luft. Durch die Lorrizen der Scheune drang der Geruch von frischem Stroh und Spreu, der mich zum Husten reizte.

Wir lauschten gespannt in die Nacht hinaus. Anscheinend wurden wir nicht verfolgt, atmeten darum erleichtert auf und wanderten durch die frische Herbstkühle leicht fröstelnd zurück.

Aber plötzlich schlug das Wetter um. Ein scharfer Wind setzte ein und zauspte und schüttelte den am Begrande stehenden Bäumen, das letzte Laub herunter. Es ward kälter. Schwere, aschfarbene Wolken ballten sich am Himmel zusammen und verdeckten die Sterne. Und schließlich ließen wir unter einem Regenguß in Sturm, Nebel und Finsternis. Trotz alledem verzehrten wir Äpfel. Weber holte seine Peise aus der Tasche und stopfte sie mit billigen schwarzen Rippentabak und rauchte dann, „um sich den Hals etwas

zu erwärmen“. Der Regen konnte uns nicht verbrießlich stimmen. Wir waren froh, daß man uns nicht erwischt hatte, und stimmten aus Uebermut noch ein Lied an. Das Lied vom Mägdelein im Rosengarten . . .

Endlich war die heimische Schwelle erreicht. Der Morgen dämmerte schon am östlichen Horizonte, als ich wie zerschlagen auf mein Strohlager sank und sofort in tiefen Schlaf fiel. Wir mußten uns damit bescheiden, nach drei Stunden standen wir schon wieder fröhlich an der Maschine. W. B r o m m e.

Musik.

Neue Männerchor-Musik. Aus dem Verlag Jof. Gintler in Dresden liegt uns eine Reihe neuer freier Männerchöre für das arbeitende Volk vor, auf die wir strengste Arbeitersängerkreise hiermit aufmerksam machen. An der Spitze steht der junge hochbegabte G. Ad. Uthmann mit den vier Chören: „Gottes Stimme“ (Ludwig Fulda), „Sonntagsfeier“ (Rob. Prutz), „Mein jauchzend Lied“ (F. Weinfisch), „Arbeit“ (unbekannter Dichter). Uthmanns neue Männerchöre wurden zum 16. Bundesfest des Rheinischen Arbeiter-Sängerbundesfestes im Juli dieses Jahres in der Stadthalle in Barmen aus der Taufe gehoben und gelangten nach vorliegenden Berichten mit außergewöhnlichem Beifall und teilweiser Wiederholung zur Ausführung. Sie verdienen seitens der Chorleiter dieselbe Beachtung wie des verstorbenen Wiener Komponisten Joseph Scheu vorzügliche Arbeiten, denn sie vereinigen in sich alle Anforderungen, die man gerechterweise an ein Arbeiterlied stellen kann. Ihre Satzweise ist so leicht und einfach gehalten, daß jeder einigermaßen geschulte Arbeitergesangsverein sie bald beherrschen lernt. Und mit diesen einfachen Mitteln, ohne Chromatik, ohne übermäßige Akkorde und umfangbare Intervallschritte erreicht der Komponist doch gute künstlerische Wirkungen, durch eine natürliche, eingängige Melodik, durch wichtige Deklamation mit passenden Höhenpunkten gegen den Schluß, durch die Kunst einer musikalischen Stimmungsförderung an der Hand der poetischen Vorlage. Von den genannten vier Liedern eignet sich „Arbeit“ mit seinem hymnaischen Rhythmus: „Gehe dahin mit der streuenden Hand“ ganz besonders als effektvoller Massenchor für Sängerkreise.

Auch der Männerchor „Erwachen der Geister“ von Peter Marini wird gut klingen in seinem weichen As-dur, wenngleich hier die ersten Bassie schon musikalisch sicher sein müssen im Halbtonstufen. Etwas tiefer wie die genannten stehen die Arbeiten von Kurt Kottel („Festgrüße“) und A. Scheußler („Unser Lied“). Hier weht mehr der Liedertafelton, recht und schlecht, Mittelmaß der Empfindung, Verzicht auf eine im Rahmen bescheidener Mittel immerhin mögliche Charakteristik der Textesworte, der ganzen seelischen und poetischen Stimmung, dafür einige Anleihen bei der leidigen Sentimentalität wie bei der Stelle: „der Papststreich der Freiheit“ im Scheußlerschen Chor. Sandro Blumenthal hat Karl Hendells „Lied der Armen“ (Wir sind die Armen, wir sind die Glenden, Arme und Glende sind wir nicht) vertont. Die Satzweise ist in der Mittelstrophe recht anspruchsvoll mit ihren enharmonischen Verwechslungen. Und doch entspricht dem Aufwand der Mittel nicht die Wirkung. Es fehlt an der nötigen schwingvollen Empfindung, an der trotzigen Begeisterung, die das prächtige Gedicht unseres Hendell doch in der Brust des mitfühlenden Lieddichters mit elementarer Kraft entfesseln mußte. Zum Schluß sei auf Ahrensens Festlied als ebenso anspruchsvollen wie dankbaren Massenchor mit Orgel- oder Klavierbegleitung hingewiesen.

Naturwissenschaftliches.

Wie ist das Leben entstanden? Zwei Tatsachen sind es, die zwischen lebender und lebloser Materie eine scharfe Grenze ziehen. Als was auch immer jene uns entgegentritt, ob als eine einfache Zelle oder als ein hochorganisiertes Wesen, stets ist sie geformt; spricht man doch ganz allgemein von den Lebensgebilden. Sodann leistet diese Materie unausgeseht Arbeit, sie ist tätig, und zwar unter dem Grundsatz der Arbeitsteilung. Die lebenden Körper sind also nicht allein Gebilde, sondern auch gleichzeitig Organismen. Diese letztere Erscheinung ist so bezeichnend für die lebende Materie und so auffallend, daß man sie kurz auch die organische nennt. Die lebende Materie ist fortwährend in Fluß, und sie wird beständig im Rahmen der Organismen chemisch auf- und abgebaut. Das Material dazu, die „Nahrung“ im weitesten Sinne des Wortes, wird ununterbrochen eingeführt, und ebenso werden die Zerfallstoffe ausgeschieden, und zwar geschieht dieser Transport durch rhythmische Bewegungen der Ausdehnung und Zusammenziehung, d. i. durch Saug- und Druckbewegungen, die bei den höheren Tieren von dem Herzen und den Atmungsorganen ausgeführt werden. Dieser „Stoffwechsel“ ist also nicht allein ein chemischer, sondern gleichzeitig auch ein physikalischer Vorgang. Da der chemische Vorgang hierbei in der Hauptsache ein Verbrennungsprozess ist, so wird in den Organismen andauernd Wärme erzeugt, die ihrerseits den Körper dauernd in Spannung hält; und dieser Tatsache wiederum verdankt die organische Materie die Erscheinung des Gefortmteins. Weiterhin aber schöpfen die lebenden Körper aus der in ihnen erzeugten Wärme auch die Kraft zu ihren verschiedenen Arbeitsleistungen, wie Wachstum, Bewegung u. a. Die Stoffe, welche beim Auf- und Abbau der lebenden Materie Verwendung finden, sind keine besonderen.

sind vielmehr auch in der „leblofen“ Natur auf der Erde vorhanden. In erster Linie sind es Kohlenstoff, Sauerstoff, Wasser- und Stickstoff, welche sich an der Bildung derselben beteiligen. Die lebenden Körper sind also „Erde“ wie alle übrige Materie auf unserem Planeten. Wie aber war es möglich, daß Materie unserer Erde in den Besitz eines besonderen Vorgangs und damit in den Besitz einer besonderen Wärme gelangen konnte? — daß sie zu „leben“ anfang? Daß diese Möglichkeit für unsere Erde einmal wirklich gegeben war, das darzulegen hat Dr. Emil Koenig in einem soeben im Verlage von Strefer u. Schröder, Stuttgart, erschienenen Buche „Wie ist das Leben entstanden?“ unternommen. Hier die Grundgedanken seiner Ausführungen.

Die Erde besitzt, wie jeder Weltkörper, ihre eigene Wärme. Früher war sie in einem ähnlichen Zustande wie die Sonne, hat sich aber im Laufe der Zeiten abgekühlt, hat ihre Wärme ausgestrahlt, an den Weltraum abgegeben. Die Eigenwärme der Erde beträgt heute auf ihrer Oberfläche etwa -73 Grad, die Bestrahlungswärme durch die Sonne daselbst $+88$ Grad, so daß auf der Oberfläche der Erde eine Durchschnittstemperatur von etwa $+15$ Grad herrscht. Die Eigenwärme muß früher einmal höher gewesen sein als die Bestrahlungswärme und dann mit der Abkühlung der Erde bei ihrem Sinken die Bestrahlungswärme gekreuzt haben. Erst mit dem Heruntergehen der Eigenwärme der Erde an ihrer Oberfläche unter die Bestrahlungswärme kam die Letztere zur Geltung; erst jetzt setzte die wirksame Bestrahlung der Erde durch die Sonne ein, während gleichzeitig die Erde ihre Wärme nicht mehr an den Weltraum abgeben, nicht mehr ausstrahlen konnte, da ihre Ausstrahlung von der Sonne zurückgeworfen wurde. Das Ergebnis war ein Kampf zwischen der Ausstrahlung der beiden Weltkörper, der sich auf der Oberfläche der Erde abspielte in rhythmischen Bewegungen der Ausdehnung und Zusammenziehung der Erde zum Ausdruck gelangte. Diese rhythmischen Bewegungen an der Erdoberfläche machten sich nun in einer besonderen Materie und in einer besonderen Weise bemerkbar, indem die gemischten Bestandteile dieser Materie sich rhythmisch banden und lösten, sich rhythmisch ausdehnten und zusammenzogen. Die Masse kam damit in ständige Bewegung, sie begann zu „leben“, und in ihr wird jene Wärme zurückgehalten, welche die Erde infolge der einfallenden Bestrahlung durch die Sonne nicht mehr abgeben, nicht mehr ausstrahlen kann. Diese Materie kam also nicht nur in den Besitz eines besonderen Vorgangs, sondern auch in den Besitz einer besonderen Wärme. Befand sie von vornherein Eigenwärme, so befand sie sich auch von vornherein in Spannung und konnte nur als eine Summe von Gebilden in Erscheinung treten. Das Leben stellt also nach Koenig ein kontinuierliches Verhältnis, einen kontinuierlichen Vorgang auf unserer Erde dar. Dieser Vorgang erfolgte aber von Anfang an in einer gewissen Abhängigkeit von dem übrigen Geschehen auf der Erde, und da sich die Dinge auf unserem Heimatplaneten im Laufe der Zeiten allmählich änderten, so mußte der Lebensvorgang diesen Veränderungen Rechnung tragen und sich ihnen anpassen. Damit wurde der Lebensvorgang immer mehr modifiziert: aus dem ursprünglich einfachen und einzigen Vorgang wurde ein Komplex von verschiedenen besonderen Vorgängen, und die besondere Materie, an welche dieser ursprünglich einfache Vorgang geknüpft war, erhielt immer mehr besondere Fähigkeiten, d. h. die Lebewesen wurden immer höher organisiert. Das Leben und die Lebewesen haben sich also „entwickelt“. Daß das Leben auf der Erde in einem Abhängigkeitsverhältnis von der Sonne steht, hat der Mensch längst erkannt oder gefühlt; daher auch die besondere Verehrung dieses Himmelskörpers bei vielen Völkern! Ihre Strahlen haben also auf der Erde auch das Leben erweckt, und mit dem „Es werde Licht!“ war auch der Anfang des Lebens gegeben.

Humoristisches.

— **Verbessertes Büchmann.** Simon Feilchenblüt, Inhaber eines Herrenwäschegeschäfts an gros feiert sein Geschäftsjubiläum. Ein als poetisch bekannter Kommiss wird aufgefordert, die Festrede zu halten. Und er macht seinem Rufe alle Ehre. Mit martialischen Worten feiert er die Verdienste seines Chefs auf dem Gebiete der Herrenwäsche an gros und schließt mit den Worten: Auf unserm Simon Feilchenblüt paßt so recht, was der Dichter sagt:

„Es kann die Spur von seinen Herrenkragen
Nicht in Aonen untergehn!“

— **Haben Sie eine Idee, wie ich meine Sachen schone?** Beispielsweise diesen Hut — vor drei Jahren habe ich ihn gekauft, mindestens sechsmal hab' ich ihn herrichten lassen, zweimal nähte ich mir selbst ein neues Band daran, und einmal hab' ich ihn gegen einen neuen im Café umgetauscht!“

(„Zuflügelte Blätter.“)

Notizen.

— **Öffentliche Vorträge des Instituts für Meereskunde.** Die Direktion des Instituts für Meereskunde wird auch in dem kommenden Winterhalbjahr, in der Zeit vom

4. November 1907 bis 6. März 1908, einen Zyklus öffentlicher Vorträge veranstalten. Das Institut hat sich mit der Veranstaltung dieser Vorträge die Aufgabe gestellt, Sinn und Verständnis für das Meer und seine Erscheinungen, den Reichtum seines Lebens und dessen wirtschaftlichen Wert sowie für die volkswirtschaftliche und staatliche Bedeutung von Schifffahrt, Seeverkehr und Seemacht in weiteren Kreisen anzuregen und zu verbreiten. Die Vorträge sind öffentlich und finden in dem großen Hörsaal im Gebäude des Instituts und Museums für Meereskunde, Georgenstr. 34—36, in den Abendstunden statt. Einladkarten werden in den Geschäftsräumen des Instituts, Georgenstr. 34—36, wochentäglich in den Stunden von 12—2 Uhr und an den Vortragsabenden selbst von 6 Uhr ab gegen Entrichtung eines Entgeltes von 0,25—0,50 M. aus- gegeben.

— **Ein neues Drama von Erich Schläpfer,** das einen modernen Stoff behandelt und den Titel „Leidenschaft“ führt, wird im Frankfurter Schauspielhaus zur Uraufführung kommen.

— **Das Kernerhaus in Weinsberg,** das eine Fülle von Erinnerungen an Justinus Kerner und die schwäbische Dichterschule birgt, ist für 50 000 M. in den Besitz des Justinus Kernervereins übergegangen, der es in seinem bisherigen Zustande erhalten wird.

— **Ein Denkmal für Furtwängler in Athen.** Die Archäologische Gesellschaft zu Athen beschloß, dem dort verstorbenen Professor Furtwängler ein Denkmal zu errichten, seine Mitarbeiter bei der Fortsetzung der Ausgrabungen zu unterstützen und die Ergebnisse der Ausgrabungen auf Kosten der Gesellschaft zu veröffentlichen.

— **Das Ende der Bouquinistes.** Aus Paris wird der „Nöln. Ztg.“ geschrieben: Man muß nicht glauben, daß in dem leicht beweglichen Paris die gute alte Zeit keine Lobredner habe. Man empfindet ihr Schwinden dort vielleicht schärfer als anderswo. So berührt es uns altväterisch, um nicht zu sagen kleinstädtisch-sentimental, wenn wir in den Tageblättern der *Goncourts* lesen, wie Edmond *Goncourt* klagt, es gäbe jetzt keine eigentliche Literatur in Frankreich mehr, weil es keine Siege in den Buchläden mehr gibt. (Geschrieben um etwa 1876.) Das war die gute, alte Zeit! Die Buchläden waren literarische Zirkel, die Berühmtheiten trafen sich da, man besprach die neuesten Erscheinungen und man plauderte, auf Stühlen sitzend, stundenlang, ohne daß es jemand einfiel, etwas zu kaufen. Dazu hat die geschäftswütige Gegenwart keine Zeit mehr. Alles kommt und geht heute, zum behaglichen Plaudern und Stehenbleiben gelangt niemand mehr. Eine der Eigen- tümlichkeiten von Paris, die „bouquinistes“ der *Rais*, merken diese Veränderung des Zeitgeistes auch. Wie wohl alle Fremden wissen, ziehen sich auf dem linken Ufer der Seine in endloser Reihe auf den Steinplatten der *Rais* die Auslagen der Buchhändler — „bouquinistes“ — hin, die hier ihre alten Sachen ausbieten. Für billiges Geld kann man sowohl wertlosen Schund, wie auch, wenn man den Blick dafür hat, eine interessante *Maritimität* erwerben. Hier ist das große Antiquariat von Paris, ein Antiquariat in freier Luft und unter grünen Bäumen. Wenn der Blick von den Büchern ermüdet ist, trifft er auf die Schiffe, die unten auf der Seine fahren, auf die Palasttürme des *Louvre*, die gerade gegenüber am anderen Ufer liegen. Hier läßt sich behaglich flanieren, dort von dem Werk ein bißchen naschen, hier von dem. Ja, es gibt Leute, die hier halbe Stunden lang stehen und lesen, dann weitergehen und niemals einen Sou für irgend ein Buch ausgeben. Die Buchhändler, die friedlich daneben auf einem Stuhl mitten auf dem *Rai* sitzend ihre Zeitung lesen, nehmen scheinbar keine Notiz von all diesen Passanten. Diese *Bücherauslagen* auf den *Rais* mit ihren Buchhändlern bilden eine natürliche Ergänzung des gelehrten lateinischen Viertels mit seinen Anstalten, Instituten und Akademien. Aber in neuerer Zeit sind die Geschäfte dieser „bouquinistes“ gar zu schlecht geworden, und einer von ihnen hat kürzlich einem *Interviewer* geklagt, daß sie der Konkurrenz der *Sortimenter*, die ebenfalls das Antiquariat betreiben, bald ganz erlegen sein werden.

— **Opfer der wilden Tiere in Indien.** Nur schwer macht sich der Europäer eine Vorstellung von der Größe der Menschenopfer, die alljährlich in Indien durch die wilden Tiere gefordert werden. Die letzten amtlichen Feststellungen zeigen, daß im Jahre 1906 nicht weniger als 2084 Menschen durch Raubtiere ihr Leben verloren haben; 1905 zählte man 2061 Opfer. Allein durch die Wölfe wurden 178 Menschen getötet. Im *District Madras* sind die Tiger die schlimmsten Feinde der Menschen. In *Sholapur, Bombay* hat ein einziger toller Wolf 18 Todesfälle verursacht. In *Bengalen* haben die Elefanten 18 Opfer gefordert gegen 9 im Jahre 1905. Die furchtbarsten Verheerungen aber werden nicht von den Raubtieren, sondern von Giftschlangen angerichtet. Im Jahre 1906 sind 22 854 Menschen infolge von Schlangenbissen gestorben, 1905 zählte man 21 797 Todesfälle. Die Steigerung wird mit der Hochflut in Zusammenhang gebracht, durch die die *Neptile* im Jahre 1906 mehr als je in die menschlichen Siedelungen und Heimstätten getrieben wurden.